

ANNA FÁBRI

DAS BILD WIENS IN DEN WERKEN VON GYULA KRÚDY

Die ungarische Literatur der Monarchie erweckt den Eindruck, als wäre sie nach dem Prinzip *extra Hungariam non est vita* geformt: Sie wandte sich mit größter Aufmerksamkeit und mit der reichsten literarischen Invention der Problematik Kleinstadt und Dorf zu, wobei auch die als Neuigkeit geltenden Themen der Hauptstadt Pest in den Hintergrund gedrängt wurden. So bleibt der Bewegungsraum der Helden außerordentlich beengt, eine etwaige Reise gilt als eine große Lebenswende. Abgesehen von den Werken Jókais¹ gibt es in der ungarischen Literatur nur vereinzelte Beispiele für die Darstellung fremder Schauplätze und Lebensprobleme. Die meisten seiner Helden verkehren ungezwungen in der großen Welt, vielleicht auch deshalb, weil er den ungarischen

¹ Mór Jókai (1825–1904) – Schriftsteller, Publizist, Herausgeber von Zeitschriften, Politiker. Eine der maßgeblichen Persönlichkeiten der Revolutionstage vom März 1848 in Pest. Ab 1861 Parlamentsabgeordneter, ab 1896 Mitglied des Oberhauses. Sein erster Roman erschien 1846, der letzte in seinem Todesjahr. Seine Schriftstellerlaufbahn von sechs Jahrzehnten war von Erfolg, Anerkennung und der Begeisterung des Publikums begleitet. Er beeinflusste mehr als irgendeiner seiner Berufskollegen die Entwicklung der ungarischen Erzählprosa, sein Schaffen rief in Ungarn das literarische Publikum im modernen Sinne ins Leben. Seine Werke wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt, er war ein bekannter und beliebter Schriftsteller in Polen und England. Dabei riefen aber seine Werke auch heftige Kritiken hervor, seine Kritiker beanstandeten die abenteuerliche, den französischen Romantikern verwandte Handlungsfügung und die damit zusammenhängende schematische Charakterisierung der Helden, aber selbst die strengsten Kritiker mußten zugeben, daß Jókai ein großer Stilkünstler war, der durch die Lebendigkeit seines Vortrags weit unter seinen Zeitgenossen herausragte. Mit einiger Übertreibung könnte man sogar behaupten, daß die tieferen Zusammenhänge seiner Kunst nicht von Kritikern und Literaturhistorikern,

Schriftsteller verkörpert, der die ungarische Kultur und sein eigenes Ungarntum ohne besonderes Ressentiment betrachtete. Dies ist umso bemerkenswerter, da er sonst in zahlreichen bedeutenden Werken auch die Probleme des in sich geschlossenen und selbstgenügsamen ungarischen Lebens nachdrücklich aufwirft.

Im Lebenswerk Jókais ist Wien – abgesehen von seinen historischen Romanen – der häufigste fremde Schauplatz, und obwohl kein einziger seiner Romane ausschließlich in Wien spielt, laufen die Fäden der Handlung vielfach hier zusammen. Wien war für die Ungarn – in der Darstellung Jókais wie in der Wirklichkeit – ein unumgänglicher Ort. Wenn auch nur auf prinzipieller Ebene, wurden hier viele ungarische Angelegenheiten geregelt, so auch sämtliche Entscheidungen der großen Politik getroffen, die das Schicksal und die Zukunft des Landes beeinflussen sollten; und nach Wien strebten die Ungarn, die sich ein Amt mit glänzendem Fortkommen, einflußreiche Förderer oder vielversprechende Geschäftsbeziehungen wünschten.² Es ist erstaunlich, daß diese – bald zwangsläufige, bald von genau erkannten Interessen geförderte – Ausstreckung des ungarischen Lebensraumes die Zeitgenossen Jókais so wenig als darstellungswürdig empfanden. In dieser Hinsicht ist es besonders interessant, daß Wien bei Jókai zuweilen als geeigneter Zufluchtsort erscheint, wohin man wegen der Aussichtslosigkeit des Lebens in Ungarn oder wegen bevorstehender Unannehmlichkeiten unter schlüpfen kann.³ Wien zeigt sich unter diesem Aspekt als eine echte Großstadt, in der man sein Inkognito bewahren oder

sondern von Schriftstellern (z. B. von Kálmán Mikszáth, Endre Ady, Géza Csáth, Dezső Kosztolányi und Gyula Krúdy) entdeckt wurden. Diese lenkten die Aufmerksamkeit darauf hin, daß der „große Märchenerzähler“ immer wieder die großen Schicksalsfragen Ungarns aufwarf, indem er seine Helden in Zwangslagen vor das Dilemma von Tradition oder Neuerung stellte.

² So z. B. in den Romanen *A kőszívű ember fiai* [Die Baradlays] (1869), *Fekete gyémántok* [Die schwarzen Diamanten] (1870) oder *Az élet komédiásai* [Die Komödianten des Lebens] (1875).

³ In den Romanen Jókais suchen meistens junge Frauen in Wien Unterschlupf: fast ausnahmslos versuchen sie als Näherin oder Stickerin ihren Lebensunterhalt zu bestreiten.

noch mehr anonym leben konnte. Jókai zeigt Wien während seiner gesamten literarischen Laufbahn von sechs Jahrzehnten folgerichtig als eine Stadt, die sich den Ungarn schließlich und endlich nicht bekannt gibt. In den Romanen Jókais ist das Leben in Wien voller Geheimnisse, und die Mehrheit dieser Geheimnisse wird durch einen Verteidigungsmechanismus der Macht zur Zurückhaltung der Informationen genährt. Deshalb sind die Wiener ungarischen Helden Jókais bei aller individueller Unterschiede ausnahmslos von einem gewissen Grad der Unwissenheit und Uneingeweihtheit gekennzeichnet, der vom Mangel an Informationen herrührt. Nach Wien gekommen bewegen sich die Romanfiguren Jókais auf den Schauplätzen der Kaiserstadt wie die Einwohner ferner Kolonien in der Hauptstadt eines Reichs. Diese Allusion auf die Kolonien wird aber in seinen Werken im allgemeinen zum Kontrastpaar städtisch-ländlich reduziert und gemildert. Jókai vertritt entschieden die Meinung, in Wien müsse sich jeder Ungar einigermaßen als fremd empfinden, anderenfalls würde er gerade sein Ungartum verraten. Dieses Empfinden der Fremde wird aber von den Abstufungen des Provinzialismus bestimmt. Das Verhältnis Wien – Ungarn läßt sich durch die Gegensätze städtisch – ländlich umschreiben. Darin dürfte der Grund dafür liegen, daß die Elitehelden Jókais auf der Suche nach sich selbst nie in Wien stehenbleiben: Sie lassen sich in Paris, Brüssel, Nordamerika und sogar in Japan nieder.

Bei Kálmán Mikszáth, dem neben Jókai größten Erzähler des ausgehenden 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts, der aber eine Generation jünger als Jókai war, erscheint die Wien-Interpretation Jókais nur als ferner Widerschein. In den Werken Mikszáths⁴

⁴ Kálmán Mikszáth (1847–1910). Schriftsteller, Herausgeber von Zeitschriften, Publizist, Politiker. Von 1887 bis zu seinem Tod Parlamentsabgeordneter. Seine ersten Erfolge erntete er mit Darstellungen des Volkslebens, aber ein Liebling des Publikums wurde er erst mit seinen Romanen und seinen Krokis aus dem Abgeordnetenhaus. Den Prozeß und die Konflikte der großen Umgestaltung des politischen, gesellschaftlichen und des Privatlebens im ausgehenden 19. Jahrhundert hielt er mit ironischen, zuweilen satyrischen Obertönen fest, wobei er auch kaum verhüllt

kommt Wien – abgesehen von seinem historischen Roman aus den Napoleonischen Zeiten – nur als ein entfernter Ort vor, der meistens nur verbal, durch Erwähnungen und Hinweise mit dem ungarischen Leben in Verbindung gebracht wird. Im Lebenswerk Mikszáths spielt zwar die Problematik von simultan bestehenden, jedoch hinsichtlich von Lebensqualität und Beeinflussung der Mentalität deutlich unterschiedlichen Lebensräumen eine bestimmende Rolle, aber dies realisierte sich nur in der Gegenüberstellung verschiedener ungarischer Schauplätze, Wien kam dabei gar keine Rolle zu.

Der große Erneuerer der ungarischen Erzählprosa des 20. Jahrhunderts Gyula Krúdy⁵ erwies sich in der künstlerischen Konfron-

um den Schwund der alten Werte und Ideale klagte. Als Erzähler nahm er immer wieder die Position eines Urteilssprechers und Meinungsbilders ein, aber er glaubte nicht – und wollte es auch nicht vorgeben –, daß er selbst hinsichtlich der kritisierten Lebensweisen und Mentalitäten außerhalb oder über der Gesellschaft stehen würde, vielmehr ließ er immer wieder durchblicken, daß er – wie auch die Leser – ein hinfalliger Bestandteil des hinfalligen Ganzen war. Diese Solidarität bestimmte auch seine Erzählmethoden, er richtete sich nach den sprachlichen Gewohnheiten und Erzählformen (vor allem der Anekdote) seiner meist adeligen Leser. Seine künstlerische Souveränität entfaltete sich gerade dadurch, daß er zu diesen Verbindlichkeiten stand, und daraus nährte sich auch sein unvergleichlicher Humor.

⁵ Gyula Krúdy (1878–1933). Schriftsteller, Publizist. Mit neunzehn Jahren kam er bereits als mehrfach veröffentlichter Schriftsteller in die Hauptstadt und als er daselbst mit 55 Jahren verstarb, hinterließ er ein Lebenswerk von über hundert Bänden, das sich also in seinem Umfang nur an dem Jókais messen läßt. Während seiner fast vier Jahrzehntigen Schriftstellerlaufbahn stand er fast immer außerhalb der literarischen und politischen Bewegungen, die seine Generation spalteten. Krúdy wurde von manchen als Inbegriff eines Schriftstellers, von anderen als Schriftsteller der Schriftsteller bezeichnet: all das bezieht sich auf die Durchpoetisierung seiner Prosa, auf den individuellen, betont ästhetisierenden Charakter seines Stils. Es gab Jahre, in denen seine Popularität alles andere übertraf, und er hatte Anhänger, die auch zu Zeiten der Zurücksetzung durch die Kritik die Treue zu ihm hielten, aber seine schriftstellerische Größe wurde in erster Linie, bedingungslos, von seinen Berufskollegen anerkannt. Er experimentierte lange Zeit mit großer Ausdauer und fand erst in seinem Erzählungsband *Szindbád ifjúsága* (Sindbads Jugend) (1911) zu seiner erzählerischen Attitüde (er trat als Interpretator seiner persönlichen Erinnerungen, zuweilen auch als Räsonneur des sich Erinnernden auf), wodurch er sich vom drückenden Einfluß seiner großen literarischen Vorbilder, Jókai und Mikszáth, befreien konnte. Den wahren Durchbruch brachte ihm der Roman *A vörös postakocsi* (Die

tation von Leben und Mentalität in der Stadt und auf dem Land sowie in der Darstellung ihrer zwangsläufigen Vermengung als ein Nachfolger Mikszáths, knüpfte aber mit der Erweiterung seines literarischen Gesichtskreises auf Wien und auf die Monarchie an Jókai an. Gleich letzterem ließ er seine Handlungen öfter in Wien spielen, und zwar mit der Intention, daß diese Schauplätze in irgendeiner Weise zugleich ungarische Schauplätze seien.⁶ 1913 schrieb

rote Postkutsche) (1913), in dem die Erinnerungs-Attitüde ebenfalls eine große Rolle spielt. Die Helden dieses Romans, wie auch Sindbad, der seinen Erinnerungen hinterherreist, sollten im gesamten Lebenswerk immer wieder aufscheinen. Von diesem Zeitpunkt an sind sämtliche Schriften von einem unverwechselbaren, zuweilen bis an Verschrobenheit gränzenden Ton, von leichter Ironie und einer ungewöhnlichen Behandlung der Zeitebenen gekennzeichnet. Auf die Periode des Weltkriegs und der Revolutionen folgte in seiner Kunst ein kurzes, provisorisches Aufblodern des Stils, eine Art Flamboyant-Charakter; ein gewisser surrealistischer Ton, der für die Mehrheit seiner von Metaphern und Gleichnissen überschäumenden Werke auch zuvor bezeichnend war, wurde nun zum vorherrschenden Element seiner Vortragsweise. Wie die Grenzen von Vergangenheit und Gegenwart bei ihm schon immer ineinanderflossen, so erfaßte er mit der Zeit auch die Welt von Traum und Erlebnis, Phantasie und Realität zunehmend in einem unentwirrbaren Geflecht. Fast alle bedeutenden Werke knüpfen an die „belle époque“ an, und mit zunehmendem zeitlichem Abstand steigerte sich in ihm das Interesse für diese Welt und er fühlte sich als Künstler immer mehr davon angezogen. Parallel damit wurden seine Erzählweise stufenweise abgeklärter, seine Vortragsweise frei von Posen, sein Stil genauer und einfacher, wobei jedoch ein Widerschein von Stilisierung immer erhalten blieb. In seinen Werken spielen Liebesabenteuer, Aufregungen auf der Rennbahn und auf der Bühne, kulinarische Genüsse in Gasthäusern und Verzweiflung in Kneipen die Hauptrollen: Freuden und Leiden des Körpers, Störungen und selbststrügerische Phantasien der Seele. Die Welt der Krúdy-Geschichten ist eine sekundäre Welt, in der die Ereignisse durch Ersatzhandlungen, und die Aktivitäten durch Träumerei ersetzt sind.

⁶ Die unterschiedliche gesellschaftliche und persönliche Lage und Lebenssituation der beiden Schriftsteller bestimmte ihren jeweiligen Blickpunkt, und daraus ergeben sich zwei unterschiedliche Wienbilder. Der junge Jókai war 1848 als Gesandter des revolutionären Ungarn im revolutionären Wien und stand später – als Gast der Kaiserin Elisabeth, die für seine Romane schwärmte – an der Wiege der Erzherzogin Marie Valerie, schließlich saß er gegen Ende des Jahrhunderts an der Seite Bertha von Suttner im Vorstand der Friedensbewegung. Krúdy hingegen war Jahre hindurch nur ein Journalist, der manchmal nach Wien geschickt wurde, oder er fuhr als Glücksbringer des Sonderlings und Rennsport-Nabobs Miklós Szemere zu den Freudenauger Rennen. (Letzterer wurde später – zumeist unter dem Namen Alvinczi – der Held zahlreicher seiner Romane.)

er noch in seinem ersten wirklich erfolgreichen Roman⁷ mit einem gewissen Sarkasmus über die Stars der Pester Lokale des ausgehenden Jahrhunderts, die Damen des Orpheums, die fast ausnahmslos von Wien nach Ungarn gekommen waren, und über die Wiener Hochstapler, die bei den Pferderennen in Budapest als wahre Kavaliere glänzten. Die Budapester aber blickten mit der Naivität der Landbewohner auf die eigenartigen Kolonialisten aus der Kaiserstadt, die – wie Krúdy formulierte – der Stadt das Geldverschleudern beibrachten, um dann, einmal reich geworden, nach Wien zurückzukehren und das in der Pester Nacht verdiente Geld in solide bürgerliche Unternehmen zu investieren.

Hinter diesen Worten versteckt sich ein leises Ressentiment, und die Feuilletons und Krokis aus den Jahren 1915/1916 zeugen von der Erstarkung dieses Ressentiments in den ersten Kriegsjahren.⁸ Eine endgültige Wende trat jedoch in dieser Hinsicht mit einer umfangreichen Artikelserie ein, in der er als ausgesandter Berichterstatter seiner Zeitung die Ereignisse um das Begräbnis von Kaiser Franz Joseph und um die Trauerwoche festhielt. In diesen Schriften⁹ gab er seinen Lesern eindeutig kund, daß im November 1916 in Wien nicht einfach nur ein Herrscher aus dem Hause Habsburg, sondern eine Epoche, eine ganze Welt zu Grabe getra-

Während Jókais Romanhelden, die sich in Wien aufhalten, meistens Kanzleiangestellte, angehende Diplomaten, Offiziere und Geschäftsleute von Beruf sind, spielen in den Romanen Krúdy's auch in dieser Hinsicht Journalisten, Glücksritter und Schauspielerinnen die Hauptrolle.

⁷ *A vörös postakocsi*. Auf Deutsch erschien der Roman unter dem Titel *Die rote Postkutsche* in der Übersetzung von György Sebestyén in drei Auflagen. Die Auflage von 1966 (Wien – Hamburg: P. Zsolnay Verlag, 459 Seiten) enthält auch eine gekürzte Fassung der Fortsetzung dieses Romans, *Eine Herbststreife auf der roten Postkutsche*.

⁸ Vgl. z. B. seine Artikel *Utazás Bécsbe* und *Bécsi szennyes* (Eine Fahrt nach Wien bzw. Schmutzwäsche aus Wien) von 1915 bzw. *Mariska Bécsben* (Marischka in Wien) von 1916. In: Gyula Krúdy, *Régi pesti históriák* (Alte Geschichten aus Pest). Budapest, 1967 und *Pesti levelek* (Briefe aus Pest), Budapest, 1963.

⁹ Die Folge von sechs Artikeln schrieb er für das Tageblatt *Magyarország*. Die einzelnen Fortsetzungen erschienen zwischen dem 26. November und dem 3. De-

gen wurde. Von da an stand aber diese versunkene Welt im Mittelpunkt seines Schaffens.

Einige Monate nach dem Begräbnis Franz Josephs vollendete er einen verwirrend enigmatischen, bis heute wenig gewürdigten Roman mit dem Titel *Eine Herbstreise auf der roten Postkutsche*.¹⁰ Dies war sein erstes Werk, in dem er mit seinen außerordentlichen, ungewöhnlichen Methoden die eigenartige Natur des Lebens in der Monarchie, das Verhältnis Ungarn und Wien, Ungarn und Habsburger analysierte. Die Handlung des Romans beginnt bemerkenswerter Weise in Wien, in der Kapuzinergruft, am leeren Sarg Erzherzogs Rudolphs, und die Geschichte wird um sein Gespenst gewoben, das in Nordwestungarn herumgeistert. Es handelt sich dabei um einen eigenartigen pikaresken Roman: Zweck der Reise ist eindeutig die Entfernung von der Gegenwart, anders formuliert der Übertritt von der geregelten und geordneten Welt in die Welt der privaten und Gruppenmythen. Schließlich läßt aber der Autor ahnen, daß auch die geregelte und geordnete Welt ein willkürliche ist, so daß sich im Endergebnis nicht Wunder und Alltag, sondern zwei Wunschbilder gegenüberstehen.

Das Wien Franz Josephs erscheint dem Helden der *Herbstreise*, Eduard Alvinczi, der dem Kartenspiel und dem Pferderennen ergeben ist, ebenso als Asyl wie das ländliche Ungarn, das die Vergangenheit als zeitlosen Einschluß bewahrt. Hier wie dort kann er die Plagen des lärmenden modernen Lebens in Pest vergessen. Eines

zember 1916 unter folgenden Titeln: *Utazás egy habsburgi temetés körül* (Reise um das Begräbnis eines Habsburgers); *A kis király S(acher)né kávéscsészéinél* (Der kleine König bei den Kaffeetassen der Frau S(acher)); *Őszi alkonyat az infánsnő fehér lábainál és egy halott Habsburgnál* (Herbstliche Abenddämmerung zu den weißen Füßen der Infantin und bei einem toten Habsburger); *Régi császárok ravatalánál* (An der Bahre alter Kaiser); *Császárok és bankárok, házmesterek és toronymászók egy habsburgi temetésén* (Kaiser und Bankiers, Hausmeister und Turmsteiger am Begräbnis eines Habsburgers); *Az új király sír* (Der neue König weint). (Die gesamte Folge wurde – etwas gekürzt – im Band *Pesti levelek* (Briefe aus Pest), Budapest, 1963 wiederveröffentlicht.)

¹⁰ *Őszi utazás a vörös postakocsin*, Budapest, 1917.

der Grundpfeiler der Lebensrolle Alvinczis ist also Wien.¹¹ Er pendelt zwischen zwei Lebensformen, der Wiener und der ungarischen, wobei ihm der Rückzug immer und überall gesichert bleibt. Auf diese Weise läßt sich Wien wie Ungarn unter dem für Alvinczi wichtigen Aspekt, als verkörpertes Wunschbild der Vergangenheit bewahren.

Für die Authentizität des ungarischen Schauplatzes, eines Jagd-schlusses im Dickicht der Karpaten, sorgen für Geld erworbene historische Denkmäler und Erinnerungsstücke. In Wien wird die Vergangenheit durch die Institution des Kaisertums, und noch mehr durch die Person des Kaisers am Leben erhalten. Alvinczi fühlt sich durch die unvergleichliche Wiener Stimmung und noch mehr durch die Person des Kaisers angezogen: Zur Stärkung seines Ichs, zur Aufrechterhaltung seiner Identität braucht er die Habsburger, hauptsächlich Kaiser Franz Joseph. Deshalb will er über alles, was in der Burg geschieht, informiert sein: Er strebt den Status der Eingeweihtheit und des Intimus an.

Es gibt in der vielsprachigen Literatur der Monarchie kaum einen zweiten Romanhelden, der sich wie Alvinczi dem Kaiser ebenbürtig dünkt. Alvinczi selbst hat fürstliches Blut in den Adern, seine Familie hat eine längere Geschichte als die Kaiserfamilie aufzuweisen, denn er führt seinen Stammbaum bis zu den landnehmenden ungarischen Stammesfürsten, also bis ins 9. Jahrhundert zurück. Später, in den dreißiger Jahren, als Krúdy immer weitere Geschichten um die Person Alvinczis wob, dichtete er ihm sogar Ambitionen eines Thronprätendenten an. Hier geht es aber noch nicht darum. Als Held der *Herbstreise* spielt Alvinczi, der per kaiserliches Dekret aus Wien verbannt wurde, mit dem Gedanken, daß nicht nur der Kaiser über sein Schicksal entscheiden kann, sondern auch umgekehrt, er über das seine. Es hat lange Zeit den

¹¹ Auf der Rennbahn erscheint Alvinczi – und zwar auf der Freudenauer Rennbahn, die auch in H. Brochs Hoffmannstahl-Buch mit Nachdruck erwähnt ist – in einem einzigen Roman, in *A kékszalag hőse* (Held des Blauen Bandes) von 1931. (Als Buch zuerst 1957 in Budapest veröffentlicht.)

Anschein, als hätten sich die Energien seiner Ahnen, die Könige auf den Thron erhoben hatten, zu Phantasiespielen degeneriert: Er wollte ja aus einem Gespenst, aus Rudolph, einen ungarischen König machen. Alvinczi hat aber den Verstand nicht verloren und spielt auch das Gespenst, das man vielfach zu gesehen haben glaubte, gegen den Kaiser aus. Er setzt eine Legende über Rudolph in Umgang, über Rudolph, der am Leben sei, und der nur durch die väterliche und kaiserliche Willkür zum Scheintod gezwungen worden sei. Alvinczi selbst aber eilt, sobald seine Verbannungszeit abgelaufen ist, nach dem Wien Franz Josephs zurück.

Der Sturz der Monarchie ließ die auch sonst lebhaft literarische Vorliebe Krúdys für die Vergangenheit noch mehr aufleben. Während er aber zuvor meistens die *Vorvergangenheit* heraufbeschwört hatte, die nur durch Wunschbilder, Phantasien und Träume mit der Gegenwart verbunden war, beschäftigte ihn von nun an – wie auch seine Schriftstellerkollegen in Österreich – die Welt von Gestern, die Problematik des eben erst vergangenen. Diese nahe Vergangenheit nahm in der ironisch-nostalgischen Vortragsweise Krúdys mythische Züge an, und zwar nicht wegen der Ungewöhnlichkeit dieser Ereignisse, sondern wegen ihrer endgültigen Abgeschlossenheit: Sie haben unmöglich eine Fortsetzung. Als er (fast allein in der ungarischen Literatur) die Vergangenheit in seiner metaphorischen Vortragsweise zu analysieren und zu interpretieren begann, stellte er das eben erst vergangene gleichsam wie amputierte Gliedmaßen der damaligen Gegenwart dar, die sich durch unablässige Phantomschmerzen unvergeßlich machten.¹² Nach Zeugnis seiner Werke aus den zwanziger Jahren hatte Krúdy

¹² „Wir sind alle gestorben, lieber Laci: zusammen mit Franz Joseph. Eigenartig, aber es ist so: Dieser alte Mann, der nicht einmals richtig ungarisch konnte, bedeutete zugleich eine Glanzzeit der ungarischen Literatur, die sich nie wird zurückbringen lassen. Wir waren stolz auf unsere Literatur, wir prahlten mit unseren unzähligen Werten und glaubten, daß die ungarische Literatur ebenso ihre Unsterblichen hat wie alle anderen Literaturen“ – schrieb er am 14. Juli 1925 an Lajos Hatvany. In: *Hatvany Lajos levelei* (Der Briefwechsel von Lajos Hatvany), Budapest 1985, 205.

ganz deutlich den Eindruck, daß mit dem Sturz der Monarchie nicht nur die Ordnung des Lebens des Reichs und seiner Untertanen endgültig umgestürzt wurde, sondern daß dadurch auch die Zeit, die bis dahin vielerorts stillzustehen schien, plötzlich – unaufhaltsam und unfolgbar – zu rasen begann. Einerseits zeichnete er die gestörten räumlichen und zeitlichen Verhältnisse in einer Reihe von Romanen nach, andererseits beschwor er der Reihe nach die für immer verschwundenen Figuren und Schauplätze der Vergangenheit herauf, in seinen Feuilletonfolgen von mehreren Bändern, in den *Visitenkarten des 19. Jahrhunderts – und den – Nebelrittern von Gestern*.¹³

Seine Romane über das Wien Franz Josephs sowie seine Feuilletons und journalistischen Skizzen lenken die Aufmerksamkeit immer wieder auf den verantwortungslosen oder eher unbewußten Leichtsinns hin, mit dem die Menschen der Epoche (vom Kleinbürger bis zum Aristokraten) die Vielfalt des Lebens aus der Monarchie aus Elementen, die in keinem Zusammenhang miteinander standen und aus unterschiedlichen Zeiten stammten, gebrauchten und genossen. Fast alle Helden Krúdy versuchen sich über die traditionsbedingten Unterschiede der Mentalität und der Lebensweise hinwegzutäuschen.

Das alte Wien ist für die Ungarn Krúdy ein leicht zugänglicher Ort, an dem sich der in Ungarn zuweilen drückende Identitätszwang aufgehoben wird: In Wien kann man ein Ungar sein, ohne irgendwelche Verpflichtungen dadurch auf sich zu nehmen. Das Vorhandensein (und die Erreichbarkeit) Wiens läßt die ungarische Welt verdoppeln (ausschalten und zugleich aufheben) und erweckt durch die leichte Durchlässigkeit den Eindruck von Weite und Freiheit. In Wien kann ein Ungar, der daheim an der Kleinlichkeit des Provinzialismus und an den ungelösten Problemen der Zivilisation

¹³ In seinen Feuilletons, die im Sammelband *A tegnápok ködlovagjai* (Nebelritter von Gestern) 1925 veröffentlicht wurden, wies Krúdy sowohl Franz Joseph als auch Rudolph einen vornehmen Platz unter den Nebelrittern zu: *Ferenc József, Európa első gavallérja* (Franz Joseph, der Kavalier Nummer eins von Europa) bzw. *Jókai barátja, a boldogtalan Rudolf királyfi* (Jókais Freund, der unglückliche Königssohn).

zu leiden hat, fein und vornehm leben und ohne jegliches Risiko ein Fremder sein. Er wird hier angenommen, wenn man so will, als ein irgendwoher bekannter Fremder, der hier als natürlich, als zum Wesen der Kaiserstadt gehörig betrachtet wird. Man kann sich in Wien ausruhen, dorthin einen Ausflug in ein anderes, ungezwungeneres Dasein unternehmen, das genauso – und nur soweit – real anmutet wie in den Augen der fernen Bewohner des Reichs die über ein Gewebe aus Fiktionen und Scheinwirklichkeiten thronende Kaiserstadt selbst real erscheint.

Den Helden Krúdys genügt es, wenn sie in einen Zug steigen, schon sind sie in eine andere Welt hinübergetreten. (Alvinczi fuhr mit einem anachronistischen Fuhrwerk, der roten Postkutsche, zwischen unterschiedlichen Welten hin und her – und das war kein Einfall des Autors, das Modell lieferte ihm eine Geste des Miklós Szemere.) Der hedonistische Pester Bürger (sogar: Kleinbürger) stieg nach Krúdys Erzählung für ein kulinarisches Erlebnis in den Zug und dünkte sich sofort als ein glücklicher, zufriedener Genießer der Handlungsfreiheit.¹⁴ Der freudige Ausflug ließ sich samt und sonders innerhalb eines einzigen Tages absolvieren. Der Ausflügler nahm gar keine Risiken auf sich: Die Züge fuhren genau nach Fahrplan, um die Mittagszeit wurde vorschriftsgemäß frisches Bier angezapft, an der Qualität des Rindfleisches ließ sich nichts beanstanden. Der wanderlustige Ungar konnte sich durch das eingenommene Mahl, das genossene Getränk und das Ausruhen in einem Café das Gefühl der Partizipation verschaffen: Wien gehört uns, auch mir. All das wurde noch durch einen gewissen egalitären Charakter des Status des Untertans noch gesteigert, war doch die Kaiserstadt zugleich der Sitz des ungarischen Königs. Als Krúdy 1925 als Gast des Barons Hatvany,¹⁵ des damaligen Pächters des

¹⁴ Vgl. das Feuilleton *Mit ebédelt Ferenc József? A bécsi tányérhús legendája* [Was speiste Franz Joseph? Die Legende vom „Wiener Tafelspitz“]. Erstveröffentlichung 1933, in Buchform zuerst im Band *Álmoskönyv* [Traumbuch], Budapest, 1966.

¹⁵ Baron Lajos Hatvany (1880–1961), Schriftsteller und Kritiker, war ein freigebiger Mäzen der modernen ungarischen Literatur.

Schlosses der Königin Elisabeth, für längere Zeit in Lainz weilte, ließ er sich durch die gegenständliche Umgebung – man könnte sie auch Kulisse nennen – und die Requisiten des gestrigen Habsburger Lebens zu einem außerordentlichen und bis heute kaum gewürdigten Monarchie-Roman anregen. In diesem Buch, der unter dem Titel *Jockey-Club* erschienen ist (1926), blickt er auf das Wien von Franz Joseph zurück – als auf etwas, was eigentlich auch schon seinerzeit nur in den Märchen und Legenden vorhanden war, aber aus den Beschreibungen der Gassen und Häuser der Innenstadt spürt man unverkennbar die subjektiven Erinnerungen des Aufenthaltes von 1925 heraus: das befreiende Gefühl des Übertritts aus der Fremdheit daheim in eine freundliche, vertraute Welt.

In der Geschichte des *Jockey-Club* läßt Krúdy (zuvor täglicher Gesprächspartner des Freud-Schülers Sándor Ferenczy) den Kaiser als eine strafende und schützende, Furcht- und Sicherheitsgefühle erweckende Janus-Figur auftreten, in der die Züge des Vaters und des Herrschers vollkommen verschmolzen sind. In anderen Schriften hingegen gestaltet er eine Biedermeieridylle um den alten Kaiser, der seine Freundin besuchte: ein warmes, freundliches Heim, in dem sich die Zeit mit Kartenspiel und weibliches Fabulieren angenehm verbringen läßt.¹⁶ Wieder ein anderes Mal zeichnet er mit Meisterhand ein Bild vom Herrscher, der Tag für Tag ohne Gesellschaft seine Mahlzeiten einnimmt: Diese Darstellung ist aber nicht von der Stimmung kühler Einsamkeit durchwoben, sondern von der Heiterkeit selbstgenügsamer Anspruchslosigkeit.¹⁷

Nach Krúdy boten die von Einfachheit und Maßhaltung (und zugleich vom Mangel an Einbildungskraft) zeugenden, allgemein bekannten Gewohnheiten des Kaisers all denen, die sich angleichen wollten, leicht abschaubare Vorbilder. Diese Frage beschäftigte den Schriftsteller – und nicht nur im Zusammenhang mit Kaiser Franz Joseph, sondern auch im allgemeinen – besonders inten-

¹⁶ Vgl. *Ferenc József barátinje* (Die Freundin von Franz Joseph), 1927 (in Buchform in: *A tegnapiak ködlovagjai* (Nebelritter von Gestern), Budapest, 1961.

¹⁷ *Mit ebédelt Ferenc József? op. cit.*, 14.

siv. Für die Uniformisierung von Kleidung, Haar- und Barttracht sowie der Gesten nach dem Vorbild Franz Josephs fand Krúdy die Erklärung eindeutig im Wunsch nach Partizipation an der großen Autorität.¹⁸ Eine reiche Fülle von weit verbreiteten und uniformisierenden Beispielen an Angleichung und Nachahmung findet sich im *Jockey-Club*, in dem Markgrafen, Kutscher und Kammerdiener (stolz, gleichsam als eine Auszeichnung) den gleichen Kaiserbart tragen, der Fiaker glücklich und vergnügt die Virginiamarke raucht, die für den Kaiser hergestellt wird und vornehme Damen zu Mittag Bier trinken, weil es auch der Kaiser so tut.

Anderenorts analysierte Krúdy eingehend, mit welcher Umsicht die Untertanenmentalität Vorbilder für sich sucht, in ihrem Eifer kein Hindernis kennt, so daß sie gar in Franz Joseph, der ständig in Uniform ging, den „Kavalier Nummer eins von Europa“ zu entdecken fähig ist.¹⁹

Aus derartigen Geschichten geht eindeutig hervor, daß für Krúdy die eigenartige theatralische Spannung und der Zauber des Lebens in der Monarchie gerade darin lag, daß die Nachfolge der Einfachheit und der Maßhaltung trotz des Tadels des Kaisers so oft mit Eigenwilligkeit, Hedonismus und sogar mit aufrührerischem Gebaren einhergeht und sogar zu tragischen Konflikten führt. Der Aufrehrer Nummer eins der Monarchie, der Freund der Ungarn, „der unglückliche Königssohn Rudolph“, beschäftigte die dichterische

¹⁸ Krúdy blickt zwischen 1925 und 1937 in zahlreichen Feuilletons auf das ungarische Leben in der Monarchie zurück und suggeriert, daß die Sicherheit und der Wert des Lebens damals von der Person Kaiser Franz Josephs garantiert wurde. Dies kommt gleich in den Titeln einiger dieser Schriften zum Ausdruck: *Ferenc József bora* (Der Wein Franz Josephs) 1926, *Ferenc József és a pesti utcák* (Franz Joseph und die Straßen von Pest) 1928, *Ferenc József nagyapa lesz, vagy hogyan született meg a villamosvasút Budapesten* (Franz Joseph ist Großvater geworden, oder wie wurde die elektrische Straßenbahn in Pest geboren) 1932, *Mit ebédelt Ferenc József?* *op. cit.*, 1933.

¹⁹ Krúdy schrieb darüber – zwar im ironischen Ton – eine tiefgreifende Analyse in seinem Feuilleton *Magyar kir. államfogyó úr Vácott* (Der Herr königl. ungarischer Staatsgefängener in Vác), 1926 (in Buchform: *A tegnapok ködlovagjai, op. cit.*).

Phantasie Krúdys wiederholt, die Handlung des *Jockey-Clubs* ist sogar seine Person geflochten.²⁰ Dieser Roman, ein eigenartiges Handbuch der scharfen Konflikte von Vater und Sohn, Herrscher und Untertan, zeigt Rudolph als eine Figur, die unter dem doppelten Zwang von Identifizierung und Verneinung zu leiden hat und dadurch hin- und hergerissen wird.

Im *Jockey-Club* wie in der Wirklichkeit bleibt Franz Joseph in der Rolle des strafenden und Rechenschaft fordernden Vaters der Sieger, der zwar den Sohn verlor, dafür aber seine Autorität heil bewahrte. Der Schriftsteller behauptet, an der Wahrung der Untertanenstellung war in irgendeiner Weise jedermann interessiert, was jedoch der aufrührerische Rudolph nicht zur Kenntnis nahm. An anderer Stelle verheimlicht er gar nicht, daß ihm in der Lösung individueller Schicksale die Person des Kaisers ständig wie eine Art *deus ex machina* vorschwebte. Diese seine Operettenmentalität brachte Krúdy anlässlich des Todes von Franz Joseph mit einem Hinweis auf seinen persönlichen Verlust mit folgendem ebenso frivolen wie tiefsinnigen Satz zum Ausdruck: „Er ist hingeschieden, ohne mich zum Fürsten 'befördert' zu haben.“

Es mag überraschen, aber es entspricht im großen und ganzen den Tatsachen, daß der Dichter das Leben in der Monarchie als ein System beschrieb, das dem Liberalismus zwar freien Lauf ließ aber zugleich auch in der Unterdrückung des Individuums erfolgreich funktionierte; als ein sich gegenseitig voraussetzendes und genau verknüpftes Netz von Beobachtern und Beobachteten, Kontrollierern und Kontrollierten, Originalen und Nachahmungen. Im wesentli-

²⁰ Im Mittelpunkt des Romans steht die miteinander verflochtene Geschichte des Erzherzogs Rudolph und seines Alteregos. Der Thronfolger und der unscheinbare junge Mann aus Pest (ein gewisser Rezsó Bécs [Bécs ist der ungarische Name für Wien], oder wie er sich in Wien nennt: Rudolf von Wien), werden nicht nur durch ihre täuschende Ähnlichkeit verbunden, sondern auch dadurch, daß sie sich in dasselbe junge Mädchen verliebt haben, in die Gräfin Maria Vetsera. Es versteht sich von selbst, daß dies die einzige Rolle ist, in der (nämlich in der Rolle des Liebhabers) sich der Thronfolger nicht vertreten läßt. Nach der Tragödie von Mayerling wird das Alterego lebend begraben: wertlos geworden verlebte er seine restlichen Jahre hinter den Mauern eines Irrenhauses.

chen klingt es damit zusammen, wenn nach Krúdy das Eigenbild der Ungarn vom Wien der Habsburger mit gestaltet und aufrechterhalten wurde. In zahlreichen seiner Werke zeigte er, daß das Prinzip *extra Hungariam non est vita* nur innerhalb der Geborgenheit des erzwungenen, mißmutigen Daseins im Reich formuliert werden konnte.²¹

Abweichend von seinen großen Vorgängern in der ungarischen Literatur meinte also Krúdy, daß die bezeichnenden ungarischen Charakterzüge von Wien mit geprägt wurden. Das Bild Wiens bei Krúdy konnte das Ressentiment des traditionellen ungarischen Provinzlererlebnisses steigern oder ebensogut die Sehnsucht nach Rivalisierung²² oder die Tatkraft erwecken, es konnte trotzige Opposition aber auch die Bereitschaft zur utilistischen Zusammenarbeit hervorrufen. In anderen Fällen stärkte es aber den Nationalstolz, hatten doch in Wien ungarische Rennpferdbesitzer, Primadonnen und Politiker, zuweilen auch Lieddichter²³ und Schriftsteller schöne Erfolge zu verzeichnen.

²¹ Im Roman *A kékszalag hőse* (Held des Blauen Bandes) 1931 sondern sich die Ungarn, die zu den Wiener Rennen eintreffen (so auch die Politiker, die in Wien verhandeln) demonstrativ ab, sie bilden sozusagen eine „ungarische Insel“ in der Kaiserstadt. (Um sich das Gefühl von Geborgenheit zu verschaffen, bringen sie Köchinnen, Zigeunermusikanten, Verpflegung, Hunde, Pferde usw. aus Ungarn mit.)

²² Von den Rivalitäten der Wiener und Budapester Operettenstars wird auch in der Geschichte des *Jockey Club* berichtet. Mitzi Caspar entrüstet sich über die Erfolge der Pester Primadonna Ilka Pálmay: „Wenn erst die Pester mich im Zigeunerbaron sehen werden! ... Wenn dieses Weibsbild noch Scham im Leib hat, wird es nie wieder wagen, auf die Bühne zu treten“ (*Jockey Club*, Budapest, 1964, 426 [ungarisch]). Aus dem Roman *Primadonna* (Die Primadonna) 1926 erfährt man auch, wie die Titelheldin, die erwähnte Ilka Pálmay, die „göttliche Ilus“, die es bis zur Gräfin Kinsky brachte, das Wiener Publikum eroberte.

²³ Im Roman *Jockey Club* tritt zum Beispiel der berühmte Zigeunerprimas, der junge Béla Radics auf, „[...] und spielte wiederholt das unvergeßliche Lied, dessen erste beide Zeilen 'Ich hatte eine liebe Mutter, die erzog mich unter Kummer' lauten. Von diesem Lied war es weit und breit in der Monarchie bekannt, daß es das Lieblingslied des Thronfolgers war. Er pflegte sich bei den rührseligen Klängen dieses Liedes zu amüsieren, so daß die Herren in seiner Gesellschaft dabei der Reihe nach unter Tränen ihm die Hand küßten und ihm die Treue schworen [...] Das nächste Lied, das die Zigeuner unter der Leitung des jungen Radics anstimmten, war 'Die Eberesche

In Dutzenden von Schriften wiederholte Krúdy ständig – zu-
meist in Metaphern und Anekdoten verhüllt – seine Erkenntnis,
daß all das, was man ungarisches Leben der guten alten Friedens-
zeit nannte, ohne Wien nicht denkbar gewesen wäre.

Er zählte nach dem ersten Weltkrieg das Verschwinden des
Wiens von Kaiser Franz Joseph zu den ungarischen Kriegsverlusten.

hat das Laub abgeworfen [...]’ „Seinerzeit wußte jedermann, daß auch Königin Eli-
sabeth dieses Lied gern hatte“ (*Jockey Club, op. cit.*, 428 [ungarisch]).